

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 12

Artikel: Die entzauberte Ferne : Erfahrungen eines Auslandschweizers in Südamerika
Autor: Müller, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die entzauberte Ferne

Erfahrungen eines Ausland-
schweizers in Südamerika

Von Max Müller

Illustration von Hans Lang

Ich habe ein Jahrzehnt unter dem südlichen Kreuz gelebt, aber jedesmal, wenn ich gefragt werde: « Was haben Sie drüben eigentlich gemacht? » gerate ich in Verlegenheit. Wie soll ich dem Fragesteller, der an unsere stabilen Verhältnisse gewohnt ist, klarmachen, dass man sich in Amerika eben gerade da betätigt, wo Hochkonjunktur herrscht, dass, wer nicht eine feste Anstellung hat, ein gutes Geschäft oder eine Farm betreibt, gezwungen ist, sich chamäleonartig bald in dieses, bald in jenes zu verwandeln, dass ich in Rosario Schlangenhäute und imitierte Indianer-Souvenirs den Touristen verkaufte, als Escribiente (Schreiber) auf einer Estancia den Gaucho spielte, als

Es gibt wenige Schweizer, die nicht einmal im Leben Auswanderungspläne hegten und nicht von Zeit zu Zeit bereuen, dass es bei den Plänen blieb. Die Enge unserer Verhältnisse ist durchaus nicht die einzige Erklärung dafür, sondern eine romantische Sehnsucht, die in uns allen schlummert, obschon wir gern die nüchternen Leute spielen. Diese verhinderten Auswanderer mag der nachfolgende Artikel trösten.

Angestellter eines Grossgrundbesitzers den armen Kolonisten den Pachtertrag einziehen musste, oder mich als Schmuggler von Rauchwaren zwischen Asunción und Buenos Aires betätigte, als Sachverständiger in Kampartikeln in einem Spezialgeschäft eine Anstellung fand, und endlich durch die Gunst des Schicksals als Staatsangestellter landete, mit

magerem Salär und fetten Nebeneinnahmen?

Und eigenartig, anstatt dem lebenswürdigen Gesprächspartner auf seine Frage zu antworten, erzähle ich ihm von der — Schweiz, dass wir hier noch gesunde Verhältnisse haben, Treu und Glauben in Handel und Wandel, persönliche Sicherheit für Leben und Eigentum, und politisch, sozial, kulturell und wirtschaftlich eine Nation sind, die sich sehen lassen darf. Wir haben zwar keine Orangen und Bananen, aber auch — keine Schlangen. Wir besitzen zwar keine Weltstädte, aber auch keine — Verbrecherviertel und Elendsquartiere. Wir haben weniger Millionäre, aber auch nicht soviel — zum Himmel schreiendes Elend.

Es gibt überall Arme und Reiche, nur sind drüben die Reichen reicher und die Armen noch ärmer als bei uns. «Wer nicht für den Himmel geboren ist, schaut vergebens nach oben», sagt der Argentinier.

Als ich nach langen Jahren zurückkam, musste ich an die Worte Maxim Gorkis denken:

*Ging zu suchen Sonn' und Glück,
Kam als Bettelmann zurück.
Hab' in meinen Wandertagen,
Hemd und Hoffnung abgetragen.*

So geht es unzähligen.

Man sucht sich eine neue Heimat, um bessere wirtschaftliche Lebensbedingungen zu finden. Aber statt Brot erhält man Steine.

La grande illusion

Die Mehrzahl der Auswanderer kommt mit ganz falschen Vorstellungen nach Übersee. Die Auswanderer sind sich vor allem über folgende grundlegende Punkte nicht klar:

dass der Ärmste und Elendeste in der Schweiz unendlich besser dran ist als ein Arbeits- und Mittelloser, dem Verkommen ausgelieferter Einwanderer in Übersee,

dass der Arbeiter, Angestellte und Gewerbetreibende dort viel mehr und län-

ger arbeiten muss, um auf gleichem Standard wie hier zu leben, und er dort ein grösseres Risiko der Arbeits- und Verdienstlosigkeit trägt als hier trotz aller Misskonjunktur,

dass der Kaufmann und Unternehmer nur mit einem gespickten Geldbeutel etwas anfangen kann, mit dem er auch in der Schweiz vorwärts käme.

Das sind in Amerika Binsenwahrheiten, die aber bei uns vielfach nicht geglaubt werden. Es ist falsch, sich vorzureden: noch schlechter, als es mir jetzt geht, kann es mir nicht mehr gehen. Es kann in Tat und Wahrheit immer noch schlechter gehen; nur der Verhungerte und Tote ist vor einem «noch schlechter» geschützt.

Und schliesslich ist für den Schweizer kein Land schöner und gesünder als die Schweiz. Selbst der in Amerika zu Wohlstand Gelangte muss so viele Dinge entbehren, die er zu Hause sozusagen mit jedem Tag einatmet — angefangen mit den kleinsten Genüssen des Alltags bis hinauf zu den grossen Kulturgütern der Kunst, Musik — vom Reisen und Wochenend, dem Zusammentreffen mit Freunden und Verwandten, bis zum sogenannten öffentlichen Wirken eines jeden einzelnen in seinem Kreise.

Als frisch Herübergekommener fragt sich wohl jeder: ist denn Sinn und Zweck und Daseinsinhalt aller Schweizer in Amerika nur das eine: die Urlaubsreise nach der Heimat in zehn, und wenn einer Glück hat, vielleicht schon in fünf Jahren? In den harten Zügen der Kolonisten und zumal der Kolonistenfrauen, die das Lachen verlernt haben, entdeckt man zuerst die Spuren dieser Kämpfe; bald findet aber das geübtere Auge sie auch in den Zügen so mancher Stadtdame, selbst durch Puder und Schminke nicht wegzuzaubern.

Die Mehrzahl der Ausgewanderten muss sich als Kolonisten betätigen, weil das Einwanderungsland praktisch nur diese fördert. Aber gerade im Kolonistendasein liegt eine grosse Tragik: der Verzicht auf alle Kultur, auf allen Komfort und alle Annehmlichkeiten des Lebens.

Auch die Schönheit der Natur und die Ungehemmtheit des Daseins können den Siedler über diese Leere nicht hinwegtäuschen. Nur wem eine gute und tatkräftige Frau zur Seite steht, kann dieses Dasein ohne innern Schaden leben. Für den ledigen Menschen aber ist es öde und einsam, und schon mancher, dem der wohlthuende Einfluss von Kind und Frau fehlte, hat sich dem Trunk ergeben oder ist sonstwie elendiglich zugrunde gegangen.

Zuerst diese niederdrückenden Gefühle: andere Menschen, andere Sprache, andere Umgebung, Sitten und Gewohnheiten. Dann Verzicht auf Elektrizität, Gas, Federbett, tägliche Zeitung, Kino, Theater und Vorträge, eventuell Verzicht auf tägliches, frisches Brot. Seine Uhr kann der Siedler ruhig in Europa lassen, dort kommt es auf eine halbe Stunde mehr oder weniger nicht mehr an. Der nächste Arzt wohnt vielleicht 30 oder 50 oder noch mehr Kilometer von seinem Standort entfernt. Ein Kirchenbesuch ist meistens ebenfalls unmöglich.

Der Farmer muss genügsam sein, er muss einen eisernen Willen, Mut und Ausdauer und eine ausgezeichnete Gesundheit besitzen, er muss die lieben alten Gewohnheiten ablegen, nicht alles besser wissen wollen als die Einheimischen, die über generationen alte Erfahrungen verfügen, er darf sich nicht in unangebrachter, weisser Überheblichkeit sonnen. Er muss eine unheimliche Anpassungsfähigkeit besitzen, sozusagen sein ganzes bisheriges Leben ins Unterbewusstsein zurückdrängen.

Gewiss, der Kolonist, der auf eigenem Grund und Boden steht, findet Befriedigung darin, dass er wie ein Fürst auf seinem Gute herrscht. Niemand macht ihm hier seine unbeschränkte Freiheit streitig; als kleiner Feudalherr schaltet und waltet er nach seinem Willen. Kein Mensch würde sich getrauen, ohne seine ausdrückliche Erlaubnis sein Eigentum zu betreten. Er ist darob so totsicher, dass er das ganze Jahr die Türen des Häuschens nie abriegelt. Andernfalls

würden den Farmer die Gesetze des Landes ohne weiteres schützen, wenn er einen Eindringling ohne Prozess niederknallen würde.

Sehr sympathisch berührt aber die Gastfreundlichkeit auf dem Kamp. Jeder Farmer erachtet es als eine Ehrenpflicht, jeden Fremdling zu beherbergen und für sein Pferd zu sorgen. Der Besuch, der einen angebotenen Mate oder ein Stück saftigen Asado ausschlagen würde, beginge damit einen Akt der Geringschätzung, den ihm der Griollo oder akklimatisierte Europäer nie verzeihen würde.

Das Agrarproblem ist in Südamerika nicht gelöst. In Argentinien, einem Lande ohne Fabrikindustrien, leben 60 % der Bevölkerung in den Städten. Die 40 % der Landbevölkerung müssen praktisch die andern erhalten. Das klingt sehr drastisch, ist aber eine Realität. Der Bauer drüben ist fast ausnahmslos Pächter, will heissen, dass er rund einen Drittel seiner Ernte dem Landbesitzer in der Stadt abliefern muss. 80 % des Landes gehören dem Grossgrundbesitz. Darum sind diese Neuländer gar keine Neuländer. Argentinien, das 70mal so gross ist wie die Schweiz, hat z. B. gar kein geeignetes, freistehendes Land zur Siedlung. Die restlichen 20 % befinden sich in Händen kleiner Farmer, sind Fiskalland oder von grossen Gesellschaften als kleine Landlose zum Verkauf angeboten.

Der einheimische Grossgrundbesitz hat alles in festen Händen. Er legt gar keinen Wert darauf, ob das Land mit Vieh bestockt oder mit mehr oder weniger Geschick verwaltet oder verpachtet wird. Er setzt gar keinen Ehrgeiz daran, aus allgemein volkswirtschaftlichen Interessen möglichst hohen wirtschaftlichen Nutzen aus seinem Besitztum herauszubekommen. Das ist ihm alles höchst egal. Seine Hauptmaxime lautet: Boden wird von selbst mit der Zeit — rarer und teurer.

Paraguay schenkt allerdings an jeden ein Landlos, und zwar 20 ha im Westen (Chaco) oder 10 ha im Osten. Nach einem Zeitraum, der von der Behörde bestimmt wird, meistens nach 2—5 Jahren, müssen

gewisse Bedingungen — Pflanzung von Orangenbäumen, Bananen, Mandioka, Mais usw. — erfüllt sein, wonach der Siedler gegen eine geringe Abgabe den endgültigen Besitztitel erhält.

Im allgemeinen lässt sich aber sagen, dass es in Südamerika höchstens noch dort Regierungsland gibt, wo das Terrain für den einheimischen Grossgrundbesitzer, den Nachfolger und Erben ehemaliger Konzessionen und politischer Verschacherungen wertlos ist, d. h. in abgelegenen Verkehrszonen oder unwirtlichen Gegenden. Dieses Land wird dem Kolonisten geschenkt. Eine alte Bauernweisheit sagt aber mit Recht: Was nichts kostet, ist nichts wert. Drei Faktoren sind die Voraussetzung einer guten Kolonisation: guter, brauchbarer Boden, Trinkwasser für Menschen und Vieh in nicht allzu grosser Tiefe, und vor allem die Möglichkeit, zu verkaufen, d. h. rentabel transportieren zu können.

Die harte Wirklichkeit

Wie sieht nun so eine Pachtfarm, dort Chacra genannt, aus? Der Pachtvertrag lautet höchstens auf vier Jahre. Der Siedler hat also gar kein Interesse daran, Nutz- und Schattenbäume zu pflanzen. Zudem ist es ihm gewöhnlich laut Vertrag verboten; denn es könnte dem Grossgrundbesitzer mit steigenden Getreidepreisen nach vier Jahren einfallen, selbst Frucht zu pflanzen, und dann müssten seine Pflüge einen Bogen um diese Bäume machen.

Unter einigen Eukalyptusbäumen, die schon dort sind, baut der Chacarero eine elende Hütte aus Lehm. Das Dach bedeckt er mit Wellblech und deckt es, um der Hitze entgegenzuwirken, mit Stroh oder Ästen zu. Wenn es gut geht, tüncht er die Lehmwände mit Kalk, um das Ungeziefer fernzuhalten und dem Rancho ein froheres Aussehen zu gewähren.

Der nicht ganz arme Kolonist besitzt eine Windmühle, die ihm genügend Wasser für Haus und Vieh liefert. Um für

die Tage der Windstille mit Wasser versorgt zu sein, hat er sich ein grosses, rundes Tank erbaut, das viele Tausend Liter des köstlichen Nasses fassen kann. Einige Milchkühe hat er auch. Abends werden die Kälblein eingesperrt, und in der Morgenfrühe lässt man die Kühe in die Umzäunung. Mit sicherem Instinkt findet jedes Kälblein unter 100 Tieren seine Mutter. Während sich das über Nacht ausgehungerte Tierlein auf die Euter stürzt, bindet der Péon den Kopf des Kalbes mit den Hinterbeinen der Kuh zusammen. Das gute alte Tier, im Glauben, seinem Schützling die so lang vorenthaltene Nahrung zu gewähren, wird nun vom Péon gemolken, ein kleiner Rest der Milch aber dem Säugling gelassen. Nur durch diesen Betrug lassen sich die halbwilden Kühe der Pampa melken.

In einiger Entfernung vom Rancho ist ein primitives W. C., etwas weiter weg ein grosser, eingezäunter Haufen gedreschter Maiskolben, die das Heizmaterial des ganzen Jahres bilden. In vielen Gegenden, so zum Beispiel in der Provinz San Luis, benutzen die Chacareros und Viehzüchter ausschliesslich getrockneten Kuhfladen als Brennmaterial, sicher kein Zeichen des Überflusses. Dieses landwirtschaftliche Abgangsprodukt wird mit Erfolg als Bindemittel, an Stelle von Zement, beim Herstellen der Mörtelmasse, für den Bau der Lehmwände des Rancho, benutzt.

Einige landwirtschaftliche Maschinen, vom Unwetter stark angerostet, stehen zerstreut herum, und fast hätte ich einen alten Ford vergessen, auf dessen Polstern sich's einige Hühner bequem gemacht haben. Zwei oder drei Hunde halten ihre Siesta unter dem dürftigen Schatten eines Baumes, und dort bei der Tränke, wo sich einige Pfützen gebildet haben, geniesst ein Mutterschwein mit seinen Ferkeln die Wohltat des kühlenden Dreckes. Etwa 20 Pferde und einiges Vieh liegen traurig und ergeben draussen auf dem Kamp; denn für die Tiere gibt es keinen Schatten im Sommer, noch

Schutz vor Kälte im Winter. Dazu sind sie zu billig.

Das Innere des Rancho ist nur notdürftig ausgestattet. An der Wand hängt ein Madonnabild und das Bild eines bekannten argentinischen Politikers. In der Küche stehen zwei Bänke und ein einfacher, selbst gezimmerter Tisch.

Auf dem Speisezettel finden wir viel Teigwaren und Reis, dann aber Fleisch, Fleisch und nochmals Fleisch. Fleisch ist das billigste Nahrungsmittel. In den grossen Estancias werden zwei Kilo Fleisch pro Person und Tag berechnet.

Eigenartigerweise hat höchst selten ein Bauer einen anständigen Garten. Zwiebeln und Knoblauch kauft er beim Händler. Es ist dies ein grosses Manko im Leben des Chacarero: die Unfähigkeit, richtig zu haushalten, eben auch eine Folge seiner Abgeschlossenheit und Abriegelung vom Leben. Überhaupt der Kontrast zwischen Kamp und Stadt: hier moderne Wohnungen, ausgezeichnete Strassen, Luxus und Komfort, dort miserable hygienische Verhältnisse, Analphabetentum und tierisches Dasein.

Frisches Brot sieht der Bauer, wenn er gerade ins Städtchen fährt. Für gewöhnlich bringt ihm der Bäcker wöchentlich einmal einen Sack mit Galletas, einer Art Schiffszwieback, sehr lang haltbar. Die Deutschrussen, vorbildliche Kolonisten, backen meistens ihr Brot selbst. Als Getränk gilt der landesübliche Mate.

Auf einem ältern, ausrangierten Gaul reiten die schulpflichtigen Kinder, wenn sie nicht gerade für dringende Arbeiten, wie Ernten und Maispflücken, benötigt werden, alle Tage nach dem 15 km entfernten Administrationsgebäude des Estanciero, wo sie ein heruntergekommener, aber immerhin akademisch gebildeter Europäer das Notdürftigste lehrt.

Die Hälfte seiner Chacra hat der Kolonist mit Mais, die andere mit Weizen bepflanzt. Wenn die grosse Dreschmaschine kommt, so erscheint auch der Beamte des Grossgrundbesitzers. Dieser Herr hat Befehl, 33 % der gesamten Ernte

für seinen Brotherrn in Beschlag zu nehmen, und zwar muss die Ware sano, seco und limpio, tipo exportación sein, d. h. nur gesunde, trockene, reine und direkt exportfähige Ware wird angenommen. Zudem ist der Chacarero noch verpflichtet, seinen Pachtteil in neuen Säcken abzugeben.

So sieht er seine besten Felle davonschwimmen. Derart unbefriedigend ist das Los der meisten Kolonistenfamilien. Die Hauptschuld an diesen Umständen trägt, wie von argentinischen Volkswirtschaftlern immer wieder hervorgehoben wird, zweifellos das verfehlte System des Grossgrundbesitzes mit seinen viel zu kurzfristigen Pachtverträgen. Die Lösung des Agrarproblems hängt deshalb in Argentinien wie in Uruguay und Brasilien aufs engste mit der Frage der Aufteilung der Latifundien zusammen.

Auswandern oder zu Hause bleiben?

Wenn ein strebsamer, mittelloser, junger Mann mich fragt, ob meiner Ansicht nach Südamerika oder die alte Heimat bessere Chancen böten, so zögere ich keine Sekunde mit der Antwort. Ich habe zu viele Einwanderer darben und auch verkommen sehen. Ich muss heute noch an den Sohn eines Nationalrates denken, der sich alle Abende bis zur Küche des Palace-Hotels in Buenos Aires schlich, mit einer rostigen Konservenbüchse in der Hand, um von einem mitleidigen Schweizerkoch Speiseresten zu erhalten. Dieser Junge beherrschte vier Sprachen und hatte eine glänzende Bildung genossen, mit allen Chancen, in der Schweiz eine glänzende Karriere zu machen. Nun sah ich ihn, die Hosen zerrissen und den Lebenswillen gebrochen, ein Deklassierter und Aussenseiter, unfähig, sich wieder aufzuraffen.

Ich stelle also fest, dass es im allgemeinen dem Auswanderer weniger gut geht als dem Daheimgebliebenen. Warum wandern aber denn immer wieder neue Scharen aus? Sicher zum grössten Teil aus Irrtum. Die schönfrisierten Schiffs-

prospekte verstehen es meisterhaft, den Europamüden nach Übersee zu locken, ihm vorzugaukeln, der magere heimatische Brotkorb könne auf diese Weise mit saftigen Fleischtöpfen vertauscht werden.

Aber warum kommen denn nicht alle zurück, und zwar gerade solche, die es in der alten Heimat besser gewohnt waren? Ich habe über diese Frage oft nachgedacht und bin zu folgendem Ergebnis gekommen. Die neue Welt bietet zwei Vorteile. Sie sind zwar nicht materieller Natur, werden aber von manchen höher geschätzt, als alle wirtschaftlichen Annehmlichkeiten.

Da ist einmal die grössere persönliche Freiheit. Es gibt in Südamerika viel weniger polizeiliche Schikanen als in unserm Fürsorgestaat, wo sich die Behörde in alles und jedes mischt. Es besteht im ganzen Lande keine Anmeldepflicht. Es sind keine Steuerformulare auszufüllen, weil es nur indirekte Steuern gibt. Liederlichkeit und Trunksucht werden nicht von Amtes wegen geahndet.

Diese vogelfreie Freiheit — die gleiche, die es dem mächtigen Grossgrundbesitzer so leicht macht, den schwachen Kolonisten auszubeuten — ist manchem soviel wert, dass er für sie alle Mühsale auf sich nimmt und ein Leben fristet, das vom wirtschaftlichen Standpunkt aus elender ist als dasjenige des ärmsten Bauernknechtes oder Fabrikarbeiters in der Schweiz.

Zweitens: die optimistische Atmosphäre. Auch der bescheidenste Mann in Übersee hat den Glauben, dass er den Marschallstab im Tornister trage, obschon es doch sicher in Amerika auch nicht mehr Marschälle braucht als in andern Ländern. Aber der Glaube macht selig.

Die letzte Weltkrise hat Südamerika stärker getroffen als die Schweiz; aber drüben war man auch in den schlimmsten Zeiten der baldigen bessern Zukunft gewiss, während bei uns eine eigentliche Untergangsstimmung herrschte.

In seinem unbegrenzten Optimismus sieht der Südamerikaner, sowie der akklimatisierte und naturalisierte Einwanderer



O. Bachmann

Federzeichnung

sein Land nicht, wie es tatsächlich ist, sondern wie er es haben möchte, oder wie es vielleicht in 50 Jahren aussehen würde. Wo der nüchterne Europäer nur ein unbebautes Terrain sieht, da hat der auf Zukunftsstimmung eingestellte Einheimische bereits einen Wolkenkratzer darauf gezaubert. Er spricht von seinem « Haus », und der steife Europäer stellt mit einigem Staunen fest, dass dieses « Haus » nur eine armselige Lehmhütte mit einem Wellblechdach ist.

Gewiss, das sind Imponderabilien; aber sie können den Ausschlag geben. Sie machen den Ausspruch eines Überseeschweizers verständlich, der in der alten Heimat wiederum sein gutes Auskommen fand und trotzdem einmal ausrief: « Lieber drüben Brot, als hier Torten essen! »

Welch ein Paradies wäre die Schweiz mit mehr Freiheit und mehr Optimismus!